

A close-up portrait of a woman with long, wavy brown hair, smiling gently. She is wearing a dark, textured top. The background is dark and out of focus.

NADIA QANI

Ich bin eine Deutsche
aus Afghanistan

Von der Drachenläuferin zur Unternehmerin

K R Ü G E R

NADIA QANI
mit Doris Mendlewitsch

Ich bin eine Deutsche
aus Afghanistan

Von der Drachenläuferin
zur Unternehmerin

Krüger Verlag

Für meine beiden wunderbaren Söhne

Originalausgabe

Erschienen im Krüger Verlag, einem Unternehmen
der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2010
ISBN 978-3-8105-1527-8

Inhalt

Vorspiel.....	9
1. Kapitel: In meines Vaters Haus	13
2. Kapitel: Kinderspiele.....	35
3. Kapitel: Verlobt	51
4. Kapitel: Erwachsen werden	61
5. Kapitel: Jamiljan.....	71
6. Kapitel: Im Paradies	101
7. Kapitel: Terror	119
8. Kapitel: Verschlungene Wege.....	133
9. Kapitel: Absprung	149
10. Kapitel: Asylhotel	165
11. Kapitel: Aufbruch	181
12. Kapitel: Nachbarn	193
13. Kapitel: Wende.....	213
14. Kapitel: ZAN.....	221
15. Kapitel: Mikrokosmos	241
16. Kapitel: Fremde ist Freiheit	259
Danksagung.....	275

Vorspiel

„Kor de soli kor də tori ...“

„Land des Friedens, Land des Schwerts“ – so heißt es in unserer neuen afghanischen Nationalhymne. Afghanistan, das ist das Land meiner Kindheit und Jugend, meiner Träume. Wenn ich daran denke, rieche ich die scharfen Gewürze meiner Heimat, ich habe den süßen Geschmack der grünen Trauben aus Herat auf meiner Zunge. In meinen Erinnerungen springe ich durch die Straßen von Kabul, staune über die Farbigekeit der Gassen und wetteifere mit den Jungen aus der Nachbarschaft darum, den Sieg bei den Drachenläufen zu erringen. Und ich erlebe den aufregenden Moment, als ich meinen Märchenprinzen finde – besser gesagt er mich –, und er mir die Welt zu Füßen legt.

Ein Paradies? Ja, das war es! Und natürlich war es auch alles andere. Es war Armut, es war Kampf, es wurde Krieg und Flucht. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als auch darüber nachzudenken. Denn so, wie die Erinnerung an das Schöne bleibt, hat auch das Hässliche ein langes Leben. Obwohl ich immer darum bemüht war, böse Erlebnisse zu vergessen oder zumindest so zu verarbeiten, dass sie nicht zur beherrschenden Kraft in meinem Leben wurden.

Afghanistan, das Land des Schwerts. Ich musste es verlassen, weil die politischen Verhältnisse keinen Raum mehr ließen für ein freies, für ein glückliches Leben. Dennoch ist mein

Leben untrennbar mit diesem Land verbunden. Es ist mein Vater und meine Mutter – und es ist meine Ehe. Mein Leben und das meines Mannes sind unauflöslich verbunden – auch wenn wir schon längst kein gemeinsames mehr führen. Meine Geschichte lässt sich nicht ohne ihn erzählen, meine Kinder sind seine Kinder, seine Schmerzen waren meine. Wir waren glücklich miteinander und wir sind durch nachtschwarze Zeiten gegangen. Denn traumatische Erlebnisse, wie es die Vertreibung aus einem Paradies ist, führen nicht unbedingt dazu, dass man noch enger zusammenrückt. Sie verändern die Menschen, jeden auf eine andere Weise. Sie fördern Eigenschaften zutage, die man einem Menschen, den man scheinbar besser kannte als sich selbst, niemals zugetraut hätte.

In diesem Buch lautet der Name meines Mannes Jamil. Das ist persisch und bedeutet „der Schöne“ – und er gehört ja auch tatsächlich zum Schönsten in meinem Leben. Meine Freunde und Geschwister und alle anderen, die ihm begegnet sind, werden sich beim Lesen verwundert die Augen reiben, denn sie kennen ihn natürlich unter seinem richtigen Namen. Ebenso habe ich die Namen seiner Geschwister, anderer Mitglieder seiner Familie und mancher Freunde geändert. Aus Rücksicht auf unsere gemeinsamen Kinder auch deren Namen.

Warum ein anderer Name für meinen Mann? Ich kann meine Geschichte nicht ohne seine erzählen, doch ich darf sie in diesem Buch nicht so erzählen, wie ich sie meiner Freundin anvertrauen würde. Ich sage die Wahrheit, meine Wahrheit, manchmal aber kann ich sie nur andeuten, manche Vorkommnisse werde ich nur in vermittelter Weise darstellen können.

Jamil hat die Höhepunkte meines Lebens bestimmt, aber auch dessen Tiefpunkt, er hat auf vielerlei Weise – auch im Negativen – meine Schritte beeinflusst. Er hat direkt oder indirekt dazu beigetragen, dass ich heute ein eigenes Unternehmen führe, dass ich viele Interessen und Ideen habe, meine Kraft

und Energie auch für andere einsetze. Ich habe meinen Weg gefunden. Er hat mich von Afghanistan nach Deutschland geführt. Hier bin ich und dies ist meine Geschichte.

8. Kapitel

VERSCHLUNGENE WEGE

Frühmorgens bestiegen wir den Bus nach Kandahar, zwei Männer, zwei Frauen, zwei Kinder im Alter von ungefähr acht und zehn Jahren. Keiner hatte Gepäck, jeder trug nur eine kleine Tasche bei sich, wie für einen Ausflug. Offiziell fuhren wir nämlich nach Kandahar, um einen Freund von Jamils Onkel zu besuchen, der dort Richter war.

Kabul liegt etwas nördlich von Islamabad, der Hauptstadt Pakistans, aber ungefähr auf einer Höhe. Die direkte Route hätte über Peshawar geführt, durch sehr hohes, unwirtliches Gebirge. Wir mieden diese Strecke, jedoch nicht in erster Linie wegen der Berge, sondern um keinen Verdacht auf uns zu lenken. Wer sich von Kabul aus Richtung Osten bewegte, nahm automatisch den Weg nach Pakistan in den Blick und fiel daher auf. Deshalb wählten wir nicht den direkten Weg, sondern fuhren erst ganz harmlos Richtung Süden, ins ungefähr fünfhundert Kilometer entfernte Kandahar.

Unser Bus brauchte den ganzen Tag für diese Strecke. Immer und immer wieder quälte er sich die steilen Berge hoch, schoss dann mit kreischenden Bremsen in die Täler und sammelte in Dörfern und Städten neue Reisende auf. Wir achteten kaum auf das, was um uns herum geschah, schauten nicht zu unseren Mitreisenden mit ihren riesigen Gepäckladungen, die mit lebhaften Gesten und energischen Rufen noch einen guten Platz erobern wollten. Wir hatten keinen Blick für das satte Grün der

Almen. Wir schauten besorgt auf die Spitzen der Berge, auf die schroffen, steil aufragenden Felswände.

In unserer kleinen Gruppe war die Stimmung gedrückt. Nur die beiden Jungen, die nicht ahnten, dass sie dabei waren, ihre Heimat zu verlassen, genossen den Tag ohne Schule, klebten an den Fenstern und wetteiferten darin, lautstark ihre Beobachtungen mitzuteilen. Wir Erwachsenen rafften uns hin und wieder auf und versuchten, eine fröhliche Reisegruppe darzustellen, doch meistens hing jeder von uns seinen Gedanken nach. Ich dachte an die Abschiede der letzten Tage. Und an die vielen Menschen, denen ich nicht auf Wiedersehen hatte sagen können. Von meinen Freundinnen hatte ich mich nicht verabschiedet, ebenso wenig von meinen Verwandten. In der Schule hatte ich meinen Kollegen beim Rausgehen wie immer nur mit einem Winken zugerufen: »Bis morgen!« Und jetzt war morgen, und ich erschien nicht zum Dienst. Es bekümmerte mich, dass ich einfach so verschwunden war. Doch letztlich war es auch für Verwandte und Freunde besser, wenn sie nichts wussten. Das brachte sie nicht in die Verlegenheit, lügen zu müssen, oder gar in die Bedrängnis, mich zu verraten.

Schlimm war der Abschied von meiner Mutter. Es schnitt mir ins Herz, dass ich sie zurücklassen musste. Sie war so klein und zart, und ich war doch in allem ihre Stütze. Ich haderte mit mir und meine Wünschen, ich fürchtete das Urteil meines Vaters, den ich im Geiste oft zu Rate zog. Darf man seine Mutter verlassen, um zu seinem Ehemann zu gehen? War es nicht unverantwortlich von mir und selbstsüchtig, dass ich Jamil über alles stellte und unbedingt mit ihm zusammen sein wollte?

Meine Mutter selbst hatte die Entscheidung lange vorher kommen sehen, wahrscheinlich wusste sie schon vor mir, dass ich gehen würde, gehen musste. Als ich ihr gestand, dass ich zu Jamil wollte und Afghanistan verlassen würde, bestärkte sie mich sogar darin. »Kind, es ist richtig für dich. Geh zu Jamil, er

ist dein Mann, und hier gibt es keine Zukunft für euch. Mach dir keine Sorgen um mich, ich komme schon zurecht. Und wenn alles klappt, dann holst du mich halt nach.«

Uns beiden liefen die Tränen übers Gesicht. Die Zuversicht heuchelten wir um unserer beider willen, schließlich konnte niemand voraussehen, was passieren würde und wie viel Zeit vergehen würde, bis wir uns wiedersahen – ob wir uns überhaupt je wieder sehen würden. Als ich am Tag der Abreise in aller Frühe aufbrach, um zum Bus zu gehen, drückte sie mich ganz fest, strich mir übers Haar und sagte: »Nadijan, pass gut auf dich auf. Sei tapfer, sei mutig, sei zuversichtlich. Es wird alles gutgehen. Ich habe für dich gebetet, und ich werde weiterhin für dich beten. Du stehst unter dem Schutz Gottes, und er wird dich nicht im Stich lassen. Wir sehen uns alle wieder, schon bald. Das weiß ich ganz gewiss.«

Ich war blind vor Tränen und stolperte mehr zum Busbahnhof, als dass ich ging, doch musste ich mich zusammenreißen, damit niemand Verdacht schöpfte. Warum hätte ich so furchtbar weinen sollen, wenn es nur für ein paar Tage zum Freund eines Onkels nach Kandahar ging?

Und jetzt saß ich mit meinen Mitflüchtlingen im Bus, eine Ledertasche auf dem Schoß, die ein paar nützliche Dinge enthielt und ein paar wichtige. Die wichtigen waren: das rosa Nachtgewand, das ich in der Hochzeitsnacht getragen hatte, und Jamils Hochzeitspyjama. Außerdem eine Zahnbürste und ein Paar Schuhe. Es war natürlich absurd, zwei hauchdünne Luxusnachtgewänder auf eine Flucht über Zigtausende Kilometer mitzunehmen. Aber ich hing daran, es waren die Relikte einer glücklichen Zeit, beinahe waren es Fetische für mich. Und alles andere hatte ich vor meiner Abreise verschenkt. Meine Mutter bekam einen großen Teil, außerdem einige meiner Freundinnen. Stück für Stück gab ich ab, immer nur einzelne Teile, damit es nicht auffiel, dass ich meinen Besitz auflöste.

Auf der Flucht konnte ich sowieso nichts davon gebrauchen und außerdem: Ich war ja auf dem Weg in ein Land, wo es alles gab. Wir Afghanen stellten uns Deutschland damals als Schlafraffenland vor, in dem eitel Glück und Wohlstand herrschten. Deutschland, Germany – das war das Paradies, in dem es an nichts fehlen würde. Dass längst nicht jeder dort in paradiesischen Verhältnissen lebte, wie viel davon abhängt, eine gutbezahlte Arbeit zu haben – das alles war keinem von uns klar. Und erst recht nicht, dass kein Mensch auf uns Afghanen wartete, die aus ihrem Land am anderen Ende der Welt geflohen waren.

Der Bus war alt und praktisch ohne Federung, jedes Schlagloch der Straße verwandelte sich in einen Hieb auf den Rücken, der die Wirbelsäule zusammenstauchte. Doch das war noch harmlos und bequem im Vergleich zu dem, was uns bevorstand. Wir hatten besprochen, womit zu rechnen war: Unser Weg über die Berge würde mindestens zehn Tage dauern, vielleicht länger. Den größten Teil mussten wir zu Fuß bewältigen. Und wir waren gezwungen, uns der Obhut fremder und nicht unbedingt zuverlässiger Menschen anzuvertrauen. Luftlinie waren es ungefähr 100 Kilometer bis zur Grenze, aber was bedeutet Luftlinie schon in einem Gebirge, dessen Gipfel bis zu 3000 Meter hoch sind? Die Straßen konnten wir selbstverständlich nicht benutzen, wir mussten uns vielmehr auf verborgenen Pfaden über Umwege zu unserem Ziel schlängeln. Ja, wir hatten diese Schwierigkeiten besprochen, wir hatten versucht, uns seelisch darauf vorzubereiten, dass wir uns in eine Situation begeben, die keiner je zuvor erlebt hatte. Aber es ist unmöglich, sich auf eine solche Flucht vorzubereiten. Keiner von uns Stadtmenschen mit Schreibtischberufen konnte sich ausmalen, wie das wirklich ist, möglichst unauffällig auf schmalen, schlecht befestigten Wegen durch die Berge zu ziehen.

Onkel Ehsan hatte alles organisiert, keine Ahnung, wie er das bewerkstelligte, wen er fragte und wie er an die Informatio-

nen herankam. Wasim, sein Freund und Kollege, steuerte viele Namen und Hinweise bei, die er durch seine Tätigkeit als Richter erhalten hatte. Täglich hatte er im Gericht mit Menschen zu tun, deren Flucht aus diesem oder jenem Grund gescheitert war. Ein Vorteil, aber auch eine ständige Mahnung, dass alles schiefgehen konnte.

Innerhalb von zwei Tagen trieb Onkel Ehsan einen Führer auf, der sich für eine erkleckliche Summe bereit erklärte, uns durch die Berge zu führen. Wir sollten uns in eine Nomadengruppe einreihen, damit niemand Verdacht schöpfte. So weit war alles klar. Es gab nur ein Problem: Mich wollte der Führer nicht mitnehmen. Über jedes Mitglied der Gruppe erkundigte er sich genau – wie alt, Mann oder Frau, körperliche Verfassung. Onkel Ehsan kam zu mir: »Nadia, es klappt alles, aber nicht ganz. Es gibt eine Schwierigkeit, eine große: Sie wollen dich nicht. Sie sagen, du bist ein Störfaktor, eine Gefahr für alle.«

Ein Störfaktor? Ich begriff nicht. Ich hatte doch gar nichts gemacht. Für mich wurde doch auch bezahlt. Sollte ich etwa allein zurückbleiben?

»Nadia, sie sagen, dass es mit den anderen keine Probleme gibt. Das Ehepaar ist über 40 Jahre, von denen geht keine Gefahr aus. Die beiden Jungs sind klein, die zählen noch nicht, sie sind zu jung, um Soldaten zu sein oder sonst wie zu kämpfen. Ich bin alt, für mich interessiert sich sowieso niemand. Aber du! Du bist das Problem. Du bist jung und schön, du hast eine andere Hautfarbe als hier üblich, du fällst auf und machst die Männer unruhig.« Mein Gott, das jetzt auch noch! Sollte alles daran scheitern, dass ich 19 Jahre alt und hübsch war? War die Flucht für mich schon zu Ende, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte?

Wir überlegten hin und her. Ich gab mir Mühe, meine Verzweiflung zu unterdrücken und nicht zu weinen, obwohl mir

mehr nach Weinen zumute war als jemals sonst in meinem Leben. Schließlich sagte unser Führer zu Onkel Ehsan, mich vollkommen ignorierend, als ob ich gar nicht vorhanden wäre: »Es gibt nur eins: Sie muss sich Gesicht und Hände und alles, was man sonst noch sehen könnte, mit Asche bestreichen, damit sie nicht nach jungem, hübschen Mädchen aussieht. Außerdem darf sie nicht diese Kabul-Kleider tragen, sie braucht etwas von hier.«

Onkel Ehsan stimmte zu, und die beiden begaben sich ins nächste Dorf, um mir Kleidung zu besorgen, wie sie alle Mädchen und Frauen hier trugen. Man konnte so etwas nicht in einem Geschäft kaufen, denn die Frauen webten und nähten alles selbst, deshalb kam nur die gebrauchte Kleidung einer Frau in Frage, die ungefähr meine Größe hatte. Was ich schließlich bekam, war teurer als alles, was ich je an Kleidung in Kabul gekauft hatte. Denn jeder profitierte so gut er konnte, auch von den Problemen anderer Menschen, und die Fluchthelferindustrie war eine boomende Branche. Wahrscheinlich war die Frau, deren Kleider ich erhielt, eine Verwandte unseres Führers, und mit diesem »Altkleiderhandel« ließ er der Familie noch etwas extra zukommen.

Als sie mir die Sachen brachten, hielt ich unwillkürlich die Luft an. Sie strömten einen undefinierbaren, intensiven Geruch nach uraltem Schweiß, ranzigem Fett und verkohlten Holzscheiten, nach Ziegen, scharfen Gewürzen und allem Möglichem sonst aus. Auf dem Land haben die Frauen nicht viel zum Wechseln, und die Hygienevorstellungen sind schon aus praktischen Gründen andere als in der Stadt, viel gewaschen wird jedenfalls nicht. An Authentizität ließen diese Kleidungsstücke immerhin nichts zu wünschen übrig. Und was scherte mich dieser sehr spezielle Duft, wenn er mich gewissermaßen unsichtbar machte? Ich zog also die dicken, langen Hosen an und darüber einen weiten Umhang, der den gesamten Körper ver-

hüllte, das Gesicht aber frei ließ. Diese gebrauchte Tracht war dreimal so teuer wie neue Ware, aber wir hatten keine Wahl, und ohne Alternative verhandelt es sich halt schlecht. Wie befohlen, rieb ich mir das Gesicht und die Hände mit Asche ein, damit ich wirklich wie eine arme Frau vom Land aussah.

Blieb noch die Frage, wo ich mein Geld unterbringen sollte. Ich hatte von meiner Familie mehr als 10.000 US-Dollar bekommen, eine wahnsinnige Summe, in Afghani noch viel mehr wert. Aber Afghani zählten, wenn alles gutging, bald nicht mehr, und ich würde eine Menge Geld benötigen, um einen falschen Pass zu kaufen und in Europa Fuß zu fassen. Dieses Geld war meine Existenz, die Grundlage meines neuen Lebens. Und schon jetzt bewährten sich die neuen Kleider: Ich packte die Dollar-Bündel rund um meine Taille, eins neben dem anderen, und wickelte einen Streifen Stoff darüber, so dass ich quasi mit Geld bandagiert war. Darüber die dicke Hose und der Umhang: Selbst ein streng prüfendes Auge konnte nichts von meinem Schatz entdecken.

In den kommenden Tagen und Nächten zog ich meine Hose und den Umhang nicht mehr aus. Ich wanderte in meinen stinkenden Kleidern, ich rastete und schlief darin, ich schwitzte in ihnen, und sie wärmten mich. Ich nahm den Geruch dieser Kleider an und fügte meinen eigenen dazu, ich begann sie als mein Zuhause zu betrachten, denn ein anderes hatte ich nicht.

Die Nächte in den Bergen fließen ineinander, schon bald höre ich auf zu zählen, wie lange wir bereits unterwegs sind. Wir wandern nachts, denn am Tag wäre die Gefahr, entdeckt zu werden, zu groß. Das Gehen ist mühsam, die Wege bestehen überwiegend aus Geröll, das kaum Halt bietet, die rabenschwarze Dunkelheit tut ein Übriges, wir rutschen und stolpern dahin. In der zweiten Nacht bekomme ich dicke Blasen, ab der dritten sind meine Füße blutig gelaufen, die derben Bauernschuhe scheuern und drücken überall. Wasims Frau

und ihren beiden Jungen geht es ebenso. Wir wickeln Stoffketzen um die Füße, doch das hilft nur in der ersten halben Stunde. Anfangs weinen die Jungen noch, aber nach ein paar Tagen schleppen sie sich nur apathisch, ohne erkennbare Regung dahin.

Acht Stunden, neun Stunden, zehn Stunden, einen Fuß vor den anderen setzen, anhalten, warten, weitergehen, Angst haben. Angst haben, dass wir erwischt werden, Angst haben, dass uns die Führer ausplündern und in eine Schlucht stoßen, Angst haben, dass wir es nicht schaffen, weil uns die Kräfte verlassen, bevor wir unser Ziel erreicht haben. Angst, Schmerzen, Hunger, Erschöpfung, wirre Gedanken: Wer bin ich, wer war ich? Ich bin aus Kabul, ich bin verheiratet, aber ich bin ohne Mann. Ich bin Lehrerin, aber ich gehe nicht in die Schule, ich ziehe als Nomadin durch die Berge. Ich bin alt und schmutzig. Bin ich nicht 19 Jahre alt und hübsch? Ich habe Familie, aber sie weiß nicht, wo ich jetzt bin. Fremde Männer wissen, wo ich bin, sie haben mich hierhergeführt, in dieses Meer aus Stein, in diese Schwärze. Wohin gehen wir? Was sind das für Kleider? Bin ich wirklich Nadia?

Tagsüber ruhen wir uns an geschützten Stellen aus, schlafen, so gut es geht. Wir liegen auf dem nackten Boden, manchmal gibt es eine Art Zelt, ab und zu rasten wir alle zusammen in der Scheune eines Bauern, dessen Schweigen gekauft wird. Dauernd kommen neue Leute, gehen ein paar Tage mit uns gemeinsam, trennen sich wieder von uns. Das gehört dazu: Wir mischen uns mit anderen, um nicht aufzufallen. Manche von ihnen wissen, dass wir auf der Flucht sind, die meisten nicht. Einige sind selbst auf der Flucht. Doch sicher kann man in keinem Fall sein; besser, wenn überhaupt kein Mensch mitkommt, wer wir wirklich sind. Ein falsches Wort, und wir sind verloren. Wenn wir ums Feuer sitzen, wenn wir hintereinander auf dem Pfad den Berg ersteigen – nie darf jemand etwas hören,

das unsere wahre Identität verraten könnte. Ob wir Frauen uns hinter einen Felsvorsprung hocken, um uns zu erleichtern, ob wir auf einem Stück harten Brots herumkauern, immerzu werden wir beobachtet und belauscht. Ich soll als Einzige am besten überhaupt nicht reden, denn sonst hätte man an meiner Stimme erkannt, dass ich jung und aus der Stadt bin und meine Kleidung nur Tarnung ist.

Die Einheimischen wissen, warum wir hier sind und was wir tun, doch wir wissen fast nichts von ihnen. Wir müssen damit rechnen, dass sie uns auffliegen lassen, wenn es ihnen passt. Wenn sie in Bedrängnis kommen, weil jemand Verdacht schöpft, werden sie uns sofort über die Klippen stoßen. Und wenn jemand für uns mehr bietet, als wir schon gegeben haben, werden sie auf unsere Kosten noch ein Geschäft machen. Obwohl die Berge so hoch sind, die Landschaft so weit ist – es wird immer enger um mich, ich bin eingeschnürt in ein Geflecht von Angst, Unfreiheit und Misstrauen, das mir die Kehle zuschnürt.

Nach Tagen, keine Ahnung, wie vielen, geht es nicht mehr weiter. Es ist Morgen, wir haben in der Nähe einer Straße angehalten und warten. Der Führer und sein Gehilfe sind nervös, sie laufen hin und her, sie beraten sich. Schließlich zieht einer Onkel Ehsan beiseite. Von weitem sehe ich, wie dieser den Kopf schüttelt, wie der Führer auf ihn einredet. Nach einer Weile kommt Onkel Ehsan zu mir: »Nadia, wir sind kurz vor der Grenze. Aber mit dir im Schlepptau kommen wir nicht rüber. Die Führer sagen, es ist zu gefährlich, du wirst bei der Grenzkontrolle sofort erkannt und rausgefischt. Dann kommen wir alle ins Gefängnis. Sie wollen, dass du dich in einem der Schmuggellaster versteckst.«

Ich weiß nicht, was das bedeutet, ich bin verwirrt. Warum sagt er das mit so ernster Stimme? »Ist gut, Onkel Ehsan, ich setze mich in den Laster.«

»Nadijan, nein ... Also eigentlich ... Wie soll ich sagen ... Nadia, meine Kleine, hör zu. Das ist es nicht. Du wirst nicht im Fahrerhaus sitzen, auch nicht hinten auf einer der Bänke. Aber das macht nichts, du wirst es schon schaffen.«

»Ja aber, Onkel, was denn jetzt? Was heißt das denn? Wo sitze ich denn in dem Laster?«

»Nadia, du sitzt gar nicht. Du liegst. Du liegst unter der Schmuggelware. Es ist ein doppelter Betrug: Sie bestechen die Grenzposten, damit sie die Schmuggelware über die Grenze schaffen können. Dass du dazwischen bist, wissen die nicht. Das ist der Trick: Sie bekommen das Geld, damit sie die Ware ignorieren. Du musst unter der Ware bleiben. Die ganze Zeit. Du bewegst dich nicht, du sagst nichts, du rührst dich einfach nicht. Hast du das verstanden?«

Natürlich verstehe ich das. Aber in Wahrheit verstehe ich nichts, weil ich nicht weiß, was das bedeutet. Ich weiß es erst, als ich es erlebe. Wir warten, bis der Laster kommt. Ich klettere hinten auf die Ladefläche, auf der Tausende von Zigarettenschachteln gestapelt sind. Der Fahrer stößt mich in eine freie Ecke und befiehlt mir, mich hinzulegen. Ich lasse mich auf den vor Dreck starrenden Boden sinken. Dann fängt er an, Zigarettenschachteln über mir aufzuschichten, hundertmal bückt er sich, schiebt und wirft die einzelnen Schachteln und Zigarettensachen über mich. Ich höre ihn keuchen, sein Atem ist sauer, doch nach einer Weile dringt sein Geruch nicht mehr bis zu mir. Überall sind Schachteln, ich sehe nichts mehr. Links, rechts, über dem Kopf, auf meinen Füßen – alles ist bedeckt. Ich atme nur noch ganz flach. Wie ein Gebirge lasten die Zigarettensachen auf mir. Mein Brustkorb schmerzt schon jetzt. Der Fahrer klettert hinaus, er wirft die Tür des Laderaums ins Schloss und schreit im Kommandoton: »Los geht's!«

Die anderen steigen auf, quetschen sich in die Fahrerkabine, hocken auf dem Dach, klemmen sich irgendwo fest. Der Mo-

tor springt an, ich spüre die Vibrationen im ganzen Körper. Der vollbeladene Laster holpert über die schlechte Straße, kracht in jedes Loch, legt sich in die Kurven, bremst abrupt, beschleunigt wieder. Ich sehe nichts, um mich herum ist alles schwarz. Ich fühle nur, wie der Wagen sich neigt, ich kann mich nicht festhalten, ich kann keinen Stoß abfangen. Ich sehe nicht, warum wir ab und zu anhalten, ob jemand abspringt oder ein Neuer aufsteigen will oder ob es ein Straßenposten ist. Bei jedem Stopp habe ich Todesangst: Kommt das Ende? Ist das die Kontrolle? Fliegen wir jetzt alle auf? Manchmal höre ich Rufe, Fetzen von Dialogen mit Leuten auf der Straße. Ich kann nicht genau verstehen, was sie sagen. Es ist alles so dumpf hier. Ich liege unter Bergen von Zigaretten.

Wie lange sind wir schon unterwegs? Es müssen Stunden sein. Ich schwitze. Über vierzig Grad herrschen in dem Laderaum, die Junisonne hat den Laster innerhalb kürzester Zeit aufgeheizt. Das Wasser dringt mir aus allen Poren. Meine dicken Bauernsachen werden erst feucht, dann nass. Ich bin so durstig, meine Zunge klebt am Gaumen fest. Ich versuche, an etwas Schönes zu denken, an einen Krug Wasser. Kühles, klares Wasser, das Schluck für Schluck meine Kehle hinabrinnt. Mein Hals ist trocken, ich weine, meine Augen brennen, ich bekomme kaum noch Luft. Mir wird schwindelig, ich verliere das Bewusstsein.

Ein scharfer Ruck holt mich zurück. Erneut haben wir angehalten. Wieder Stimmengewirr. Ich höre, wie Menschen um den Laster herumgehen, irgendetwas fragen. Sie rütteln an der Tür des Laderaums, öffnen sie. Ich bin steif vor Angst. Jetzt ist alles aus! Sie stoßen ein paar Schachteln beiseite, ein anderer protestiert. Ich halte den Atem an, mein Herz schlägt so hart und schnell, dass der Schmerz kaum auszuhalten ist. Bitte, mein Gott, verlass mich jetzt nicht. Gib, dass sie weggehen, dass sie genug haben. Einer macht eine Bemerkung, der andere lacht,

als hätte er einen schmutzigen Witz gehört. Die Tür knallt zu, ich vernehme ihre Stimmen nur noch undeutlich.

Ich möchte weinen, doch es kommen keine Tränen mehr. Ich liege in meinem eigenen Wasser, meine Blase hat sich entleert.

Noch Jahre lang habe ich davon geträumt, noch Jahre später gegen die Wunden gekämpft, die mir diese Stunden beigebracht haben. Ich war kurz davor, verrückt zu werden. Eine Zeitlang war ich es wohl sogar. Und dieser Alptraum ließ mich nicht los, er verfolgte mich. Nicht nur nachts suchte er mich heim, auch tagsüber sprang er mich an. Ich konnte keinen Aufzug benutzen, es ging einfach nicht. Einen kleinen Raum ohne Fenster zu betreten, dessen Tür sich hinter mir schließen würde – unmöglich. Schon bei dem Gedanken daran brach mir der Schweiß aus. Lieber ging ich zehn Stockwerke hoch oder mehr. Noch heute kann ich nicht schlafen, ohne dass ein Licht im Zimmer brennt. Bei vollständiger Dunkelheit sticht mir sofort wieder der Gestank der Kleider in die Nase, der säuerliche Geruch aus Schweiß und Urin, der grauenhafte Geschmack der Todesangst.

Über zwanzig Jahre nach meiner Flucht bekam ich immerhin meine Angst vor Aufzügen in den Griff. Durch eine brutale Therapie, die ich mir allerdings selbst verordnet hatte. Ich wurde als Gast zu einer Podiumsdiskussion ins Frauenmuseum in Bonn eingeladen, die die deutsche Sektion der UNO-Flüchtlingshilfe veranstaltete: »Frauen auf der Flucht«, wobei es auch um die Folgen von Krieg und Folter ging. Es gab eine kleine Ausstellung, und eins der Exponate war eine Kiste von ungefähr 80 x 80 x 80 Zentimeter. Eine Tür, sechs Wände, sonst nichts, aber alles andere als harmlos. In eine solche Kiste sperrt man Menschen, um sie zu foltern. Sie ist so groß, dass man gerade eben hineinpasst, aber so klein, dass man weder sitzen noch liegen, noch stehen kann.

Therapeuten wollen, dass man an den Ursprungsort seiner

Angst zurückkehrt, um ein Trauma zu bekämpfen. Ich hatte keinen Therapeuten, ich war mein eigener Arzt und verspürte nun den deutlichen Impuls: Jetzt ist es so weit. Ich steige in diese Kiste, ich setze mich diesem Gefühl der Hilflosigkeit, des Eingesperrtseins und der Todesangst noch einmal aus. Danach bin ich geheilt oder wirklich verrückt. Ich werde eine Stunde drinnenbleiben, egal was passiert. Und genau das habe ich gemacht. Eine Radikalkur, die entsetzlich war. Schon in der ersten Sekunde bekam ich Herzrasen, alles war sofort wieder da. Ich hörte dumpf die Stimmen der Leute draußen, jemand stieß versehentlich an die Kiste, mir brach der Schweiß aus. Aber es gab einen entscheidenden Unterschied zu damals: Diese Situation in Bonn hatte ich mir selbst ausgesucht, und ich konnte sie jederzeit beenden.

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Kiste steckte. Vielleicht eine Stunde, vielleicht weniger. Eingeklemmt in diese stickige Schwärze, verlor ich sofort jedes Zeitgefühl. Ich sprach mit mir, ich redete mir gut zu. Ich erzählte mir selbst, was ich erlebt hatte. Ich suchte Worte für das, was bisher nur Gefühle waren. Und es funktionierte. Als ich aus der Kiste stieg, wackelten mir die Knie, die Tränen liefen mir die Wangen hinunter. Ich war zu Tode erschöpft, aber ich war auch glücklich, ich war wie befreit, ich hatte dieses Monster der Erinnerung besiegt. Seitdem sind selbst kleine Aufzüge für mich kein Problem mehr. Mit dem Schlafen in völliger Dunkelheit, das ist etwas anderes, aber vielleicht schaffe ich das eines Tages auch noch.

Als Onkel Ehsan mich aus dem Laster holte, erkannte ich ihn im ersten Moment nicht. Er stand in der gleißenden Helligkeit, und ich dachte, er sei einer von den Grenzpolizisten, die uns jetzt erwischte hatten. Ich wehrte mich, schrie hysterisch zusammenhangloses Zeug, dass ich nicht mitwolle, dass er mich in Ruhe lassen solle. Er schüttelte mich mit aller Kraft und gab mir schließlich eine ordentliche Ohrfeige. »Nadia, hör auf da-

mit. Es ist alles gut, rei dich zusammen. Wir sind drüben, wir haben es geschafft. Verstehst du mich? Wir sind in Pakistan! Wir sind alle am Leben, und wir sind in Pakistan!«

Ich konnte es kaum glauben. Wie betbt schaute ich auf den Laster, auf die Menschen, die drum herum standen. Die Fluchthelfer lächelten, schlugen einander auf die Schulter, stolz auf sich selbst, uns heil herübergebracht zu haben. Wasims Frau hockte auf dem Boden und umarmte einen ihrer Jungen, Onkel Ehsan murmelte immer wieder: »Wir sind in Pakistan.« Als er bemerkte, dass meine Kleider durchnässt waren, warf er mir einen großen Schal über und begann unter Tränen zu fluchen: »Mein Gott, was macht der Krieg mit uns? Was müssen wir aushalten? Daran sind nur die Russen schuld.«

So richtig freuen konnten wir uns noch nicht, die Strapazen und die ausgestandene Angst ließen sich nicht von einem Moment auf den anderen wegschieben. Der Kopf sagt: »Wir haben es geschafft, wir können glücklich sein.« Doch im Körper und in der Seele wirkt alles länger nach, sie schalten nicht innerhalb weniger Minuten um.

Das Schönste war mein erstes Telefonat mit Jamil. Wir hatten uns in Quetta, der nächsten größeren Stadt, einquartiert und dort ein Hotel genommen. Es war ziemlich schwierig, eine Verbindung mit Frankfurt herzustellen, damals wurden solche Gespräche ja noch mit der Hand vermittelt. In Jamils Asylbewerberheim gab es lediglich einen Apparat an der Zentrale, und bis man Jamil endlich gefunden hatte, verging eine kleine Ewigkeit. Ich stammelte nur: »Jamil, wir sind über die Grenze, wir haben es geschafft, wir sind in Pakistan.« Dann bekam ich kein Wort mehr heraus, ich weinte und weinte und war nicht in der Lage, Jamils Fragen zu beantworten.

Wir blieben nur eine Nacht, aber die haben wir weidlich ausgenutzt. Ich wurde meine Bauernklamotten los und bekam neue Kleider, wir wuschen uns das erste Mal nach zwei

Wochen wieder ordentlich, mit heißem Wasser und mit Seife, wir schiefen in richtigen Betten. Und dann haben wir gefeiert, wir schlemmten nach allen Regeln der Kunst, saßen zusammen und erzählten uns gegenseitig unser Abenteuer, als hätten wir es nicht gerade gemeinsam erlebt. Allmählich kehrte auch unser Sinn fürs Komische zurück. Wir bekamen uns vor Lachen kaum noch ein, einer bertrumpfte den anderen: »Weißt du noch, wie ich in der einen Nacht ausgerutscht bin und beinahe den Führer mitgerissen hätte?«

»Ach, das war doch gar nichts. Viel toller war doch, dass Onkel Ehsan dachte, er könne den Weg abkürzen, und dann um ein Haar in die Schlucht fiel!«

Wir waren ausgelassen, geradezu irre vor Glück, sicher auch ein wenig hysterisch, weil sich die Anspannung nur langsam auflöste. Zwei Wochen hatten wir nicht mehr richtig gelacht, tage- und nächtelang waren wir nicht wir selbst gewesen, nun kehrten wir mit großem Getöse zu uns selbst zurück. Und das mussten wir auch, denn der Weg durchs Gebirge war nur die erste Etappe. Jetzt wartete die nächste Aufgabe auf uns: von Pakistan in den Westen zu kommen.